

Von der traumhaften Rendite der Lyrik

Thomas Heckendorn

Es ist jetzt Samstagmorgen, 03.50 Uhr. Ich stehe auf und trete vor das Haus. Da bin ich mit wolkenlosem Himmel konfrontiert. Und da haben wir die Bescherung: Vollmond. Und der Vollmond ist nur dazu da, uns Lyriker auszulachen. Denn einerseits zieht er dauernd unsere Aufmerksamkeit auf sich. Andererseits gibt es kein lyrisches Bild mehr vom Mond, das noch nicht verbraucht ist. Auch wenn der Lyriker zu einem Verfremdungseffekt Zuflucht nehmen wollte, beginge er eine Sünde. Die, heute weit verbreiteten, verfremdenden Knalleffekte bedienen das äussere Auge, nicht das innere. Alles in allem: Lyrik erträgt kein Déjà-vu. Gott sei's geklagt: Die Zeugung des Gedichtes muss seit Jahrtausenden immer neu erscheinen, immer überraschend und erstmalig – wie die Liebe. Es entsteht keine Lyrik in Repetition, und es lodert keine Liebe in Repetition. Wer sich diesbezüglich etwas vormacht, dem folgt die Rache auf dem Fuss.

Wessen Rache? Die Rache der staunenswerten Erlebnisse, die uns die Kindheit verspricht und ankündigt. Laut Sigmund Freud ist das phantasierende Kind ein potentieller Künstler. Aber noch während der Kindheit verraten wir die staunenswerten Erlebnisse an die Repetition, und damit verlieren wir, künstlerisch gesehen, die seligmachende Gnade. Welches sind die staunenswerten Erlebnisse? Formal sind sie immer neu, immer anders, unvergleichbar, verblüffend. Inhaltlich sind sie merkwürdig beschränkt. Gerade deshalb müssen sie formal stets neu erlebt und gestaltet werden, weil sie inhaltlich immer dasselbe sind, seit Adam und Eva, seit Kain und Abel. Inhaltlich gibt es im Dasein des Lyrikers nur drei Erlebnisse. Alles, was über diese drei Erlebnisse hinauszugehen scheint, sind lediglich formale Abwandlungen derselben Erlebnisse. Zwei davon leuchten unmittelbar ein: Lieben und Sterben (Vergänglichkeit). Das dritte Erlebnis, das ein Lyriker haben kann, ist in der Sprache der Psychologie der Narzissmus, also Identität durch Identifikation, und in der politischen Sprache der Konflikt. Auch wer sich mit der geliebten Natur identifiziert, ist dem Konflikt geweiht.

Im Paradies gab es nur einen Adam und eine Eva. Nachdem das Paradies geschlossen worden war, traten die Adams bald einmal in Serie auf bzw. in Repetition, wie bei Gottfried Keller die gerechten Kammacher. Desgleichen die Evas. Damit war der Grundstein gelegt für das Problem des Narzissmus, welcher nicht nur ein psychologisches, sondern eben auch ein philosophisches Problem darstellt. Seit die Adams und Evas in Serie auftreten, zerbrechen wir uns nämlich den Kopf über Fragen wie diese: Warum bist du nicht ich? Warum widersprichst du mir, denkst und fühlst du nicht wie ich? Warum willst du anders handeln als ich? Und damit haben wir das dritte Erlebnis des Lyrikers, nebst Liebe und Tod, nämlich den Konflikt, den Streit, den Krieg. Dieses Erlebnis lässt sich so umschreiben: Du sollst das Gleiche wollen wie ich. Du willst jedoch anderes. Also breite ich mich so lange aus, bis du und die anderen ein Teil

von mir werden. Wenn mir das gelingt, habe ich das Paradies zurückerobert.

Ich fasse zusammen: Der Lyriker kann nur drei Erlebnisse haben: Liebe, Konflikt und Tod. Alles, was auf den ersten Blick darüber hinauszugehen scheint, sind Varianten dieser drei Grunderlebnisse. Der Lyriker ist also inhaltlich ausserordentlich beschränkt. Daher benötigt er eine Form seiner Erlebnisse, welche von Gedicht zu Gedicht die Erlebnisse neu erscheinen lässt, erstmalig, verblüffend, repetitionslos, frisch. Das Déjà-vu ist der Tod des Gedichtes. Das ist auch der Grund, weshalb die Lyriker wütend sind auf den Mond, weshalb ich ihm gerade heute morgen um 03.50 Uhr wieder die Stirn bieten wollte: Wir können ihn stets als neu erleben, aber nicht unendlich neu beschreiben. Er stellt eine kaum mehr wiederzugebende Kombination von Erlebnissen dar: von Liebe, Tod und Konflikt.

Blutintervalle
in wechselndem Schwung das
Nachtgestirn
und Stimmen
die uns nicht gehören

Kommen wir nun zu produktionsästhetischen Aspekten der Lyrik: Soweit ich mich erinnere, trat ich 1978 erstmals mit einer Lesung persönlicher Gedichte auf. Das war anlässlich einer Vorstellung junger Autorinnen und Autoren im „Literarischen Forum“ Basel. Unter uns befand sich, als Anfängerin präsentiert, eine Schriftstellerin, die seither einen bleibenden Platz in der Literaturgeschichte gefunden hat und die schon nicht mehr unter den Lebenden weilt: Adelheid Duvanel, meines Erachtens eine der ganz grossen Autorinnen vergangener Jahre. Ich erwähne diese Lesung im „Literarischen Form“, weil sich der einführende Redner in Bezug auf mein Germanistikstudium folgenden Spruch erlaubte: Mit Thomas Heckendorn haben wir einen Lyriker, der dem Teufel ein Schnippchen schlug. Er studierte Germanistik – und schreibt trotzdem Gedichte. Von diesem frechen Spruch aus erhalten wir Einblick in die Entstehung eines Gedichtes; es entsteht nämlich in zwei ziemlich verschiedenen Gestaltungsphasen, einer inspirativen und einer selbstkritischen. Erstere funktioniert ganzheitlich, intuitiv, die Letztere analytisch, zerpfückend. Und zugunsten der Germanistik sei gesagt: Sie ist in der zweiten Phase mehr als nur hilfreich. Ich verdanke der Germanistik mit misslungenen Gedichten angefüllte Papierkörbe. Nicht auszudenken, dass ich es nicht selber wäre, der die Papierkörbe mit meinen misslungenen Gedichten füllte. Wer Gedichte lagert wie Wein und während Jahren davon kostet, vorerst ohne diesen Wein einem Gast zuzumuten, der kann sehr wohl sein eigener Literaturkritiker werden und böse Zerrisse in grosser Zahl dem Papierkorb anvertrauen, ohne sich öffentlich zu sehr blamieren zu müssen. Diese zweite Phase eines entstehenden Gedichtes, seine analytische Läuterung, erfahren die Verse schon gleich nach der Nacht, in der sie gezeugt wurden, und die Läuterung dauert Monate oder Jahre.

Ganz anders verhält es sich mit der ersten, der inspirativen Phase eines Gedichtes. Lyrik ist nämlich nur eine Form von Meditation, allerdings eine

ästhetisch-gestaltende. *Conditio sine qua non* eines entstehenden Gedichtes ist die meditative Offenheit in der Phase der ersten lyrischen Assoziationen, Bilder, Wörter, die uns einfallen. Wollten wir in dieser Phase literaturkritisch selektionieren, so verstießen wir gegen jegliche Grundsätze des Brainstorming. In der inspirativen Phase sind wir intellektuell disziplinos wie Kinder und auf jeden Blödsinn ansprechbar. Nichts wird filtriert. Alles wird mit geradezu exhibitionistischem Größenwahn vorgeführt. Neunundneunzig Prozent davon werden zwar vorläufig gelagert, aber nicht weiter beachtet, weil nämlich das, was Substanz hat, von sich aus unsere Aufmerksamkeit immer mehr beansprucht. Und so bleibt aus der Meditation eine Kernsubstanz an Wort und Bild, die sich bearbeiten lässt.

Nun konfrontiert der Lyriker diese Kernsubstanz mit seinen stilistischen Vorstellungen und findet heraus, ob das einmalige Erlebnis der Formgebung sich verwirklichen lasse oder eben nicht. Es sei vorausgeschickt: Meistens muss er kapitulieren, und das ist gut so. Wir haben ohnehin genug zu lesen, was nicht unbedingt hätte geschrieben werden müssen. Vielleicht aber zündet der Funke. Also kann es geschehen, dass sich Wort- und Bildmaterial z.B. in der strengen Form eines japanischen Tanka gestalten lassen – oder dass eine suggestive Folge von Vokalen, Stab- und anderen Reimen sich mit einem adäquaten Rhythmus vereint. Dann kann das Gedicht gelingen. Ob es wirklich gelungen ist, wissen wir vielleicht in einem Jahr oder später, wenn es unter den zerstörerischen Bedingungen des Alltags immer wieder aufgewärmt wurde und dennoch frisch blieb. Und ein solch befriedigendes Ergebnis ist selbstverständlich nur möglich, wenn Dichtung dicht ist, also sparsam mit den Wortkörpern umgeht und ihnen, den Ballast über Bord werfend, ein Maximum an Melodie und Gehalt entlockt. Die knappe Form der Aussparung, das vielschichtige Spiel mit den Stimmungswerten der Wortkörper, macht meines Erachtens die überzeugendste Gestalt von Lyrik aus.

Ich möchte eine letzte Frage ansprechen, die mir wichtig scheint: Ist der Lyriker ein Vates, ein Seher?

Die Fähigkeit, Dinge kommen zu sehen, die sich abzeichnen, eignet jedem Menschen, der sich meditatives und visionäres Sehen nicht irgendwann in seinem gesellschaftlichen Anpassungsprozess (und der erfolgt bekanntlich vielfach in der Schule!) abgewöhnt hat. Visionen haben also nicht in erster Linie mit Versen und Gedichten zu tun, noch weniger jedoch mit dem Pflichtenheft – sagen wir: eines schweizerischen Bundesrates. Wir Schweizer betonen bei jeder Bundesratswahl stets: Unsere Bundesräte müssen belastbar sein, sich durch Elefantenhaut auszeichnen, und sie müssen an einem Tag bis zu 18 Stunden arbeiten können. Solche Funktionsweise, unter Zeitdruck und in entsprechender Geschwindigkeit, begünstigt natürlich nicht ein visionäres Denken. Ähnliches liesse sich über die Chefetagen unserer Konzerne sagen. Mancher Beizenbruder sieht die Entwicklungen deutlicher voraus als der Topmanager, der keine Minute zur Ruhe kommt. Genau solche Ruhe aber, wie sie der Species unserer Entscheidungsträger offenkundig mangelt, bietet die Lyrik als meditativer Augenblick.

Bin. Bin der ich bin.
Und die Ameisen rasen.
Bin. Bin ich dabei.

Sieh. Es ist nicht Weisheit tun
zu müssen und nicht wissen

Die inspirative Offenheit des Lyrikers bzw. des meditierenden Menschen führt dazu, dass er das Gras wachsen hört, während der Terminkalender der Hyperaktivisten, in meinen Gedichten Ameisen genannt, eher geeignet ist, die wesentlichen Linien kommender Entwicklungen mit tausend unwesentlichen Traktanden zu verstellen, und zwar in einer betörenden Geschwindigkeit. Indem nun der introvertierte Mensch in seinen leisen Augenblicken das Gras wachsen hört, können seine Gedanken nach aussen mitunter prophetisch wirken. Und dieses ganzheitliche Sehen, in seinem Ursprung, ist eine allgemein-menschliche Fähigkeit.

Damit ist wohl auch gesagt, dass Literaturunterricht in der Schule nicht zum blossen Mittel der Selektion von tüchtigen Ameisen verkommen darf. Und vielleicht sind Belastbarkeit und Elefantenhaut auch nicht die wichtigsten Kriterien, welche über den künftigen intellektuellen Stellenwert unserer Gymnasiasten entscheiden sollen. Schon gar nicht bei den Momentaufnahmen eines Dreizehnjährigen in der Probezeit. Ein landesunübliches Mass an dichterischer Imagination hätte dagegen der jüngsten schweizerischen Wirtschaftsgeschichte nicht schlecht angestanden und gewiss manch lästiges Eigentor verhindert. Es lebe die lyrische Magie! Es lebe ihre traumhafte Rendite!

Fliegend über die
Epochen rascher als der
Tod heiss ich alte

Erinnerung obwohl ich
noch die Jüngsten überhol

URL: www.thomas-heckendorn.ch